

THOMAS SÖDING · BOCHUM

WENN ICH SCHWACH BIN, BIN ICH STARK (2 KOR 12, 10)

Ein exegetischer Kommentar zum Rücktritt von Papst Benedikt XVI.

Der Papst ist der Nachfolger Petri. So lautet jedenfalls die offizielle Lesart. «Du bist Petrus», wird gesungen, wenn er den Raum betritt. Als Bischof von Rom muss der Papst sich aber auch in die Nachfolge des Paulus stellen. «Peter und Paul» gehören zusammen. Petrus ist der Mann mit dem Schlüssel, der für die Binde- und Lösegewalt der Kirche steht, für die Macht und das Recht. Paulus hingegen ist der Mann mit dem Buch und dem Schwert, das für die Schärfe des Wortes steht, für die Kritik und den Verstand, für die Wahrheit des Evangeliums und die Freiheit des Glaubens, für die Mystik der Gottesliebe und das Sakrament des Heiles.

Benedikt XVI. hat sich, anders als seine drei Vorgänger, nicht den Namen des Völkerapostels gegeben. Aber er hat sein Amt paulinischer als sie alle geführt. Dass er 2008 ein «Paulusjahr» ausgerufen hat, ist nur ein kleines Ausrufezeichen. Wichtiger ist der Stil seines Pontifikates. Die paulinische Leitidee heißt: Leiten durch Lehren. Das ist auch das Motto von Benedikt. Er hat nicht auf den Tisch gehauen, sondern die Kirche mit Samthandschuhen regiert. Den Professor hat er nie ganz abgelegt. Er hat darauf gesetzt, dass der Bischof in erster Linie Lehrer ist. Es gibt kaum einen Papst vor ihm, der die Heilige Schrift so geliebt hat wie er; es gibt nur wenige, die so gut gepredigt haben; es gibt keinen, der während seiner Amtszeit theologische Bücher geschrieben hat, geschweige denn über Jesus von Nazareth. Durch Verkündigung und Katechese, durch Exegese und Reflexion die Kirche zu leiten – das war und ist seine Idee. Es ist ein paulinischer Ansatz.

Dass dieser Ansatz immer von Erfolg gekrönt gewesen ist, wird man nicht behaupten können: bei Paulus nicht, bei Benedikt aber auch nicht. Die Intelligenz und Integrität der Pius-Brüder hat Benedikt offensichtlich überschätzt. Auch die Journalisten hat er zuweilen überfordert, wenn er ihnen zugemutet hat, bei einem Vortrag nicht gleich nach fünf Minuten

THOMAS SÖDING, geb. 1956, Professor für Neues Testament an der Universität Bochum, Mitglied der Internationalen Theologenkommision. Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

Problemanzeige Meldungen zu produzieren, sondern erst einmal dreißig Minuten zuzuhören, bis die Lösung entwickelt ist; so bei der Regensburger Rede über das Verhältnis von Glaube und Vernunft, Religion und Gewalt.

Aber auf Überzeugung, auf Argumentation und Mediation zu setzen, ist aller Ehren wert. Dass Benedikt auf die Pius-Brüder nicht zugegangen ist, weil er sich vom Zweiten Vatikanum entfernt hätte, sondern weil er sich der Orientierung am Reformkonzil so sicher war, haben viel zu wenige erkannt. Dass er den Islam nicht als gewaltverherrlichende Religion denunziert, sondern zum Religionsfrieden durch Appell an die Vernunft aufgerufen hat, haben nur wenige der westlichen Journalisten, aber viele islamische Theologen bemerkt, besonders jene 38, die ihm 2008 einen Brief geschrieben haben, um sich für ein sachliches Gespräch über die Ursachen und die Überwindung religiöser Gewalt einzusetzen.

Das große Thema Benedikts XVI. war und ist der Glaube. Dass er 2013, im «Jahr des Glaubens», das er selbst ausgerufen hat, abgetreten ist, ist Tragik und Chance zugleich. Mit der Konzentration auf den Glauben hat er der Kirche seinen Stempel aufzudrücken versucht. Aber der Glaube der Kirche ist nicht von ihm abhängig. Das Christentum ist eine Religion des Glaubens, von Anfang an. Paulus hat das wie kein anderer verstanden und in die Praxis umgesetzt. Im Glauben werden die Grenzen zwischen Juden und Heiden, Männern und Frauen, Sklaven und Freien überwunden, zwischen Nationen und Sprachen, Schichten und Klassen. Im Glauben entsteht die Kirche. Der Glaube kann sich klar aussprechen; er ist ein Bekenntnis, das nicht nur mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen gesprochen wird. Er ist ein Vertrauen, das tiefe Wurzeln hat und seine Gründe kennt. Er ist eine Erkenntnis, die Konsequenzen nach sich zieht: in der Liebe zum Nächsten, die der Liebe zu Gott ein Gesicht gibt. Paulus wusste allerdings auch, weshalb es des Glaubens bedarf: weil es am Anfang den ungeheuren Skandal des Kreuzestodes Jesu gegeben hat. Ein Gekreuzigter ist nach dem Gesetz ein von Gott Verfluchter. Wie kann Gott das zulassen? Was kann Gott mit einem solch desaströsen Ereignis anfangen?

Paulus will diesen Skandal nicht vertuschen. Er will ihn aufdecken. Er versucht, im Antlitz des gefolterten Jesus das Bild Gottes zu entdecken. Und er findet es, weil er Gott und das Leid nicht so weit voneinander entfernt hält, wie es nur irgend geht, sondern ganz eng zusammenbringt. Das ist das Geheimnis der Liebe. Dann aber muss man von der Macht Gottes anders denken: «Kraft wird in Schwachheit vollendet» (2Kor 12, 9). Was zählt, ist der Einsatz für andere, die Hingabe an sie, das Leben und Sterben zu ihren Gunsten. Gott geht den Weg der Menschlichkeit. Dass es so etwas gibt und dass Gott auf genau diese Weise wirkt – das kann man nur glauben. Aber

man kann es glauben, weil es die Erfahrung selbstloser Liebe gibt, die am Ende auch den, der gibt, am reichsten beschenkt.

Wer das glaubt, kann anders leben. Paulus bringt es auf den Punkt, indem er seine eigene Person einbringt: «Wenn ich schwach bin, bin ich stark» (2Kor 12, 10). Ob er selbst immer diesem Grundsatz treu geblieben ist, steht dahin. Aber er hat eine Richtschnur gefunden, die sein eigenes Wirken als Apostel bestimmen soll, sein Beten und Arbeiten, sein Sehen, Urteilen und Handeln: «Wir verkünden nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn, uns selbst aber als eure Knechte um Jesu willen» (2Kor 4, 5).

Diese paulinische Maxime hilft, den Pontifikat Benedikts zu verstehen – und nun auch den überraschenden Rücktritt, den er offensichtlich von langer Hand geplant hat. Benedikt ist ein Mann, der den Dingen auf den Grund geht. Der Grund der Kirche ist Jesus von Nazareth, der Christus, der Sohn Gottes, der Bruder aller Menschen, ihr Lehrer und Retter. Weil er die Freundschaft mit diesem Jesus pflegen wollte, hat er sein Jesusbuch geschrieben, das er mit dem «Prolog» zu Weihnachten gerade abgeschlossen hat. Es ist kaum ein Zufall, dass es hier eine zeitliche Verbindung mit dem Rücktritt gibt.

Für eine theologische Bewertung seines Pontifikates ist es noch zu früh. Viele Würdigungen klingen wie Nachrufe. Dabei ist Benedikt immer noch Papst, wenn auch emeritierter. Sein Rücktritt, der Kirchengeschichte schreibt, wird für immer zu seiner Amtszeit gehören. Jetzt gilt es nicht, die Bilanz eines atemberaubenden Lebens zu ziehen, sondern den Rücktritt theologisch einzuordnen. Wer die paulinische Brille aufsetzt, erkennt zweierlei.

Erstens: Das Amt hängt an der Person. Die katholische Kirche wird bei aller Kritik für ihre Institutionen bewundert. Sie hält sich auch nicht selten darauf viel zugute. Aber Institutionen sind nur so gut, wie die Menschen vital sind, die sie mit Sinn erfüllen. Das Papsttum als leere Geste, als bloße Hülle, als reine Form – das ist eine Horrorvision. Benedikt hat das erkannt – und sich, aber auch der Kirche diese Katastrophe erspart. Die mittelalterliche Idee von den zwei Körpern des Königs und den zwei Körpern des Papstes, dem materiellen und dem symbolischen – Benedikt hat sie mit seinem Rücktritt, dem wahrscheinlich ersten freiwilligen der Kirchengeschichte, überwunden und damit das Papstamt radikal modernisiert: Es lebt von den Personen, die es ausüben; sie müssen ihm ein Gesicht, eine Stimme, einen Inhalt geben.

Zweitens: Das Amt ist größer als die Person. Das bessere Wort für «Amt» ist «Dienst». Das Papstamt ist ein Dienst am Glauben der Kirche. Dieser Dienst hilft der Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit; ohne ihn wäre die

katholische Kirche, inmitten aller Krisen, nicht zusammengeblieben. Der Papst, der zurücktritt, macht den Weg für den Nachfolger frei. Das Papstamt ist nicht in der Krise. Es hat durch den Rücktritt an moralischer und theologischer Qualität gewonnen. Es braucht einen neuen Inhaber, der seinen ganz eigenen Weg findet, aber die Lektionen seines Vorgängers nicht vergisst.

Der Rücktritt ist konsequent. Wer so wie Benedikt XVI. auf die Macht des Wortes, auf die Reflexion des Glaubens setzt, muss körperlich bei Kräften sein, um durch geistige Präsenz und seelischen Beistand die Kirche leiten zu können. Dass er das gesehen und so gehandelt hat, nötigt aller Welt Respekt ab. Wer hat schon einen solchen Rücktritt hingelegt?

Aber was ist die Konsequenz des Rücktritts? Eine Frage ist, ob der neue Papst auch begreift, dass er ein Amt auf Zeit hat. Nicht gebunden an politische Legislaturperioden oder an die Rente nach soundso viel Berufsjahren. Sondern gebunden an die Macht des Wortes, an die Fähigkeit, dem Glauben eine Sprache, ein Zeichen, eine Gestalt zu geben, an das Charisma, Menschen für Gott zu begeistern.

Dass diese Frage aufkommt und die Kirche nicht loslässt – das ist ein gewaltiger Modernisierungsschub; es ist auch eine Konzentration aufs Wesentliche: Das Papsttum ist auch nur ein Amt. Es ist nicht die Krönung einer Karriere, nicht die Sakralisierung einer Biographie, nicht die Verkörperung Jesu Christi. Sondern ein bischöflicher Dienst, nicht nur für Rom, sondern für die ganze Welt, also ein ganz kleiner, aber zentraler Beitrag für die Wahrheit des Evangeliums und die Freiheit des Glaubens.

Benedikt hat eine Schwäche zugegeben. Das ist stark. Johannes Paul II. hat seine Schwäche körperlich ausgelebt. Auch das hat viele stark beeindruckt. Aber Benedikt ist kein Mann der großen Gesten, sondern der leisen Worte. Deshalb hat er seinen Rücktritt erklärt – auf Latein, und in einer Sprache, die von Paulus inspiriert ist.